Geschichte
der
deutschen Litteratur

VON

Dr. Max Koch

Professor an der Universität Breslau

Geschenkausgabe

Zweite, neu durchgesehene Auflage

Leipzig

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung

1900

Litteratur.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von R. Goedeke, fortgeführt von Edm. Goetze. 2. ganz neu bearbeitete Aufl. Dresden 1891 f. — Grundriß der germanischen Philologie hrsgb. von Herm. Paul. 3 Bde. 2. verbesserte und vermehrte Aufl. Straßburg 1896 f. (P. G.) — Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiet d. germ. Philologie. Berlin seit 1889; Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Stuttgart u. Leipzig seit 1892 (vom 6. Bde. an Berlin). — Allgemeine deutsche Biographie. 45 Bde. Leipzig 1875–1900. — Wilberatlas zur Geschichte d. deutschen Nationallitt., eine Ergänzung zu jeder deutschen Litt.-Gesch., nach den Quellen bearbeitet von Gustav Kühncke. 2. verb. u. verm. Aufl. Marburg i. H. 1895.

Jak. Bächtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz. Frauenfeld 1893. — Rud. Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte. 2 Bde. Freiburg i. B. 1897/99. — D. Lorenz u. W. Scherer, Geschichte des Elfaßes von den ältesten Zeiten bis auf d. Gegenwart. 3. Aufl. Berlin 1886. — J. W. Nagl u. J. Feidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Wien 1899.

E. Flaischlen, Die deutsche Litt. u. der Einfluß fremder Litteraturen auf ihren Verlauf in graphischer Darstellung. Stuttgart. 1890. — E. L. Tholevius, Gesch. d. deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 2 Bde. Leipzig 1854/56. — W. Treizzenach, Geschichte des neueren Dramas. Halle 1893 f.

H. Paul, Deutsche Metrik (P. G. II¹, 1, 898–993); Fr. Rauffmann, Deutsche Metrik nach ihrer geschichtl. Entwicklung. Marburg i. H. 1897. — W. Wadernagel, Geschichte des deutschen Hexameters u. Pentameters. Berlin 1831, II. Schriften II, 1–68. — Heinr. Welte, Gesch. des Sonetts i. d. deutschen Dichtung. Leipz. 1884. — R. Wöfler, Das deutsche Madrigal. Weimar 1898.

Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 5 Bde. 18.–20. Aufl. Leipzig 1890/92. — Gg. Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. 2 Bde. Berlin 1889/91.

Sammlung Göschen (S. G.):

Nr. 20. D. Lyon, Abriss d. deutsch. Grammatik u. kurze Gesch. d. deutschen Sprache. 3. Aufl. — Nr. 61. Hans Probst, Deutsche Redelehre. — Nr. 64. Ferd. Dettler, Deutsches Wörterbuch. — Nr. 55. Rud. Leinypaul, Das Fremdwort im Deutschen. 2. Aufl. —

Nr. 33. F. Kurze, Deutsche Geschichte im Mittelalter bis 1500.

Nr. 104. F. v. Krones, Oesterreichische Geschichte bis 1526.

Nr. 56. Reinh. Günther, Deutsche Kulturgeschichte.

Nr. 40. R. Borinski, Deutsche Poetik.

Kleine Bibliothek zur deutschen Literaturgeschichte Nr. 1–10, 21–25, 28, 32, 36, 46, 79, 93.

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
I. Älteste Zeit und Mittelalter.	
1. Heidnische Zeit und Völkerwanderung	5
2. Unter den Karolingern und sächsischen Kaisern	13
3. Beginn, Blüte, Verfall der mittelhochdeutschen epischen Dichtung	17
a) Höfisches Epos	22
b) Volksepi	38
4. Minnesänger, Lehrdichtung, Meistergesang	42
a) Minnesänger	42
b) Spruchdichtung und Tierepos	51
c) Meisterfänger	56
5. Kirchliche und weltliche Prosa	61
6. Das Drama des Mittelalters und seine Ausläufer	67
a) Oster- und Weihnachtsfeier	68
b) Oster-, Weihnachts- und Passionspiel	70
c) Fastnachtspiel	75
II. Reformation und Renaissance.	
7. Vorläufer, Luther, Kirchen- und Volkslied	77
8. Von Hans Sachs bis Fischart	88
Volksbücher und Faustsage	98
9. Das biblische Drama und die englischen Komödianten	108
10. Das siebzehnte Jahrhundert	114
a) Epik und die Sprachgesellschaften	116
b) Drama	130
c) Roman	133
11. Die Uebergangs- und Vorbereitungsjahre	138
a) Die neue Dichtung	139
b) Die Philosophie und Gottsched	143
c) Die Bühnenreform	145
d) Die Schweizer	149
e) Die sächsische Schule	151

	Seite
III. Das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert.	
12. Klopstock, Lessing, Wieland	156
a) Klopstock	158
b) Lessing	161
c) Wieland	172
13. Die Sturm- und Drangzeit	175
a) Herders Anfänge und der Hainbund	175
b) Der junge Goethe und seine Genossen	179
c) Schillers Jugend- und Wanderjahr	191
14. Die Jahre des Zusammenwirkens Schillers und Goethes	195
a) Schiller und Goethe	195
b) Die erste romantische Schule	205
c) Jean Paul	211
15. Die Herrschaft der Romantik	212
a) Patriotische Dichtung	213
b) Der alte Goethe	220
c) Nach den Befreiungskriegen	223
d) Die schwäbischen Dichter	231
e) Dramatiker	234
16. Von Goethes Tod bis zu den Bayreuther Festspielen .	239
a) Das junge Deutschland	240
b) Volkstümliche Dichter	245
c) Die Teilnehmer am Münchner Dichterbuch	248
d) Dialektdichtung, Epil, historischer Roman und Novelle	252
e) Drama und Theater	262
17. Die jüngste Dichtung	270
Namenverzeichnis	279

I. Älteste Zeit und Mittelalter.

(Bis 1500.)

1. Heidnische Zeit und Völkerwanderung.

Wunsch und Fähigkeit dem erregten Gefühle oder der Erinnerung in einer von der gewöhnlichen Redeart abweichenden, rhythmisch gehobenen Sprache Ausdruck und Dauer zu geben, ist dem Menschen angeboren. Die Prosa, welche bereits eine Niederschrift zur Voraussetzung hat, kann erst auf einer höheren Entwicklungsstufe zur Geltung kommen. Die Poesie ist nach Herder ein Gemeingut der Menschheit, und Liedesworte bringen alle Völker bei ihrem Eintritt in die Geschichte mit. Für uns Deutsche ist solcher Besitz und seine Ausübung noch besonders ausdrücklich bezeugt. Nicht nur von dem Schlichter und Schlichter, dem noch die schreibenden Poeten des 18. Jahrh. zu gutgemeinten Bardengesängen

I. Uhlans Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage. 8 Bde. Stuttgart 1865/73. — Wolfgang Goltzher, Gesch. der deutschen Poesie von den ersten Anfängen bis zum Ausgange des Mittelalters. Stuttgart 1892: Kürschners deutsche Nationalliteratur (N. 2., Bd. 163). — Rud. Kögel, Gesch. der deutschen Poesie bis zum Ausgange des Mittelalters. Straßburg 1894 f. — Alwin Schulz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2. Aufl. Leipzig 1889/90; Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrh. Wien 1892. 1. R. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. 5 Bde. Berlin 1870/91; D. Bremer, Deutsche Altertumskunde. S. G. (Im Druck). — Sammlung Götsche, Nr. 15. Deutsche Mythologie. 2. Aufl. — Nr. 32. Deutsche Heldensage. — Nr. 28. Althochdeutsche Poesie mit Grammatik, Uebersetzung und Erläuterungen. — Müllenhoff und Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.–12. Jahrh. 3. Ausg. Berlin 1892. — Joh. Kelle, Gesch. der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis zur Mitte des 11. Jahrh. Berlin 1892; Ed. Sievers, Gotische Poesie (S. G.); Rud. Kögel, Die stäbtreimende Dichtung und die gotische Prosa. Straßburg 1894 (Gesch. d. deutschen Poesie, I, 1). — Ed. Sievers, Altgermanische Metrik. Halle 1893. — W. Braune, Gotische Grammatik. 3. Aufl. Halle 1887; Althochdeutsche Grammatik. 2. Aufl. Halle 1891.

begeisternden barditus der Germanen, hat Cornelius Tacitus in seiner Germania (98 n. Chr.) erzählt, auch von alten, Thaten und Ruhm der Vorfahren preisenden Liedern mußte er zu berichten. Und die von ihm erwähnten Lieder auf den jüngsten deutschen Helden, der in einem für die Freiheit und Sprache der westgermanischen Stämme entscheidenden Augenblicke ein römisches Heer vernichtet, anderer sich erwehrt hatte, beweisen, daß im zweiten Jahrh. n. Chr. die altüberlieferte Dichtkunst noch in lebendiger Fortbildung rege war. Nichts von allen jenen Gefängen auf die Stammväter Mannus und Thuisko, auf den Römerbesieger Arminius, keines der Götterlieder ist uns erhalten. Die Sitte, zum Preise des toten Helden beim Umritt seines Scheiterhaufens oder Hügelgrabes Lieder anzustimmen, führt das angelsächsische Beowulflied, wie der geschichtliche Bericht über Attilas nach gotischem Brauche vollzogene Leichenfeier anschaulich vor. Hier wie beim Opfer ertönte im Chor gesang die (ursprünglich gemeinarische) Langzeile, deren beide durch den Stab(Anlauts)-Reim verbundenen Halbverse durch vortragstechnische Veränderungen auf je zwei Haupthebungen beschränkt wurden. Die chorische Poesie mag auch die von Tacitus bezeugte Schaustellung des Schwerttanzes begleitet haben, der ursprünglich gewiß gleich dem Ilias VII, 241 erwähnten und gleich dem Tanze der römischen Salier dem Kriegsgotte zu Ehren von jungen Kriegerern ausgeführt wurde. Noch 1651 war ein von Erasmus lächerlich gefundener „Baurntanz über die Schwerter“ in den alten Wohnsitzen der Thatten zwischen Pollar und Gießen im Schwange, noch 1884 haben die Bergknappen zu Dürrenberg einen getanz. Auch den heute noch in ländlichen Kinderspielen geübten Brauch des Winteraustreibens, den Kampf des in Grün gekleideten Sommers mit dem in Stroh oder Pelz gefüllten

Winter, den Gegenstand so vieler Volkslieder, glaubte Jakob Grimm als ein Erbteil aus heidnisch-germanischer Zeit zu erkennen. Das höhere Alter der lateinischen Streitlieder gegenüber der jüngern Ueberlieferung der hoch- und niederdeutschen kann nicht dagegen sprechen. Auch von den Liebes- und Spottliedern ältester Zeit ist uns nichts überliefert, und doch hatten die kirchlichen Verbote diese herkömmliche Volkspoesie, die *carmina saecularia* der Menge, wie die *uimileodes* der Nonnen, die in den Klöstern beliebten Späße mit dem Bären, die Vermummungen bei Leichenfeiern, die Lieder und Scherze bei Hochzeiten zu bekämpfen.

So wäre Epik, Lyrik und ein schwacher Schimmer von dramatischen Ansätzen für die heidnische Zeit nachweisbar. Erhalten freilich sind uns nur einige von den unzähligen Zaubersprüchen, Wunschformeln, Rätseln, der ältesten, aus indogermanischer Urzeit stammenden Anwendung poetischer Formen. Götter und Walküren (*idisi*) treten in den beiden, nach ihrem Fundort Merseburger Zaubersprüche genannten Aufzeichnungen des 10. Jahrh. wirkend hervor. Den Kriegsgefangenen zu befreien, die Verrentung des Rosses zu heilen, lehren die in erzählender Form vorgetragenen Sprüche. In andern sind bereits der neue Himmelsherr und seine Heiligen an Stelle der alten Nothelfer getreten. Die nicht vor dem 9. Jahrh. gedichteten Götterlieder der Nordgermanen, die Eddalieder, dürfen wir kaum als Zeugnisse für die dichterische Gestaltungskraft der hoch- und niederdeutschen, noch der gotischen Völkerschaften in Anspruch nehmen. Wie reich die alten Stammesagen aber gewesen sind, läßt sich noch aus den Bruchstücken, wie Uhland sie für die Sueven zusammengestellt hat, ermessen. Nur einiges hat um 552 Jordanis (*de rebus geticis*) aus der Gotischen Sage aufbewahrt. Etwas

mehr erzählte Paulus Diakonus um 790 von der Herkunft seines Langobardenvolkes, dem Wodan auf Frijas listige Bitte hin Name und Sieg verliehen, und den Liedern von König Alboins Heldenthaten und Ermordung durch seine rachedürstende Gattin, der seit der Renaissance mit Vorliebe zur Tragödienheldin gewählten Gepidentochter Rosimund. Wie verschwindend wenig von all' den Götter- und Helden-, Stammes- und Geschlechterfagen, in denen die ungebrochene Naturkraft der Tius- und Wodanverehrer ihre Götter, Kelten- und Römerkriege besang, ist uns in schwachen Nachklängen erhalten. Die ganze Vorstellungswelt des Germanen löste sich auf vor dem blendenden Lichte der romanisch-christlichen Kultur.

„Beuge still deinen Nacken Sulamber“, rief der den Frankenkönig Chlodwig (496) taufende Bischof, „verehre, was du verfolgest, verfolge, was du verehrtest“. Die im Kaiserheere dienenden Deutschen mögen unbedenklich zu den römischen Gottheiten gebetet haben, wie die Römer selbst ihre Götter unter den germanischen Namen wieder zu finden meinten. Als dann im Römerreiche eine Religion zur Herrschaft kam, die im Gegensatz zu dem selbstgenügsamen heidnischen Staatskultus von dem lebhaftesten Ausbreitungs- und Bekehrungsbedürfnisse erfüllt war, kam ihr die Gewohnheit des Germanen, den römischen Gottesdienst mitzumachen, nicht minder zu statten, als die ungeheuere Ueberlegenheit der römischen Bildung. Wie langsam sich die Christianisierung auch vollzog, wie viel gut heidnisches selbst nach christlichen Jahrhunderten noch nur äußerlich das Kreuzeszeichen aufgeheftet trug: es war ein unermesslicher Bruch mit der eigenen Vergangenheit, eine Wandlung im Volksbewußtsein. Jedes Königsgeschlecht, so viele der Edlen führten ihren Stammbaum auf Götter zurück. Die guten, lichten Helfer waren nun seelengefährdende Dämonen

geworden, wie der überirdische Ahnherr der königlichen Merowinger selbst zu einem üblen Meerwunder sich verunstaltete. Gruß und Sprichwort, Segen und Rechtsformel, Hochzeits- und Kampfeslieder, sie waren erfüllt vom nationalen Götterglauben. Eine Weiterentwicklung oder nur Erhaltung der ganzen bestehenden Dichtung war ausgeschlossen, auf neuer Grundlage mußte neues geschaffen werden, wenn auch mancher Mythos in bescheidener Verhüllung als Märchen und Aberglaube durch die Jahrhunderte fortlebte.

Die beliebte Vergleichung, an der Schwelle der ganzen deutschen Litteratur stehe die im silbernen Roder zu Upsala und kleineren Bruchstücken teilweise uns überkommene *Bibelübersetzung* des westgotischen Bischofs *Wulfila* (311—380) und seiner Schüler, wie Luthers *Bibelübersetzung* am Eingange der neuhochdeutschen Sprache und Litteratur, trifft freilich nicht ganz zu. Die gotischen Sprachdenkmäler gehören gleich den nordischen (dänisch, schwedisch, norwegisch-isländisch), angelsächsischen, niederländischen und friesischen nicht der eigentlich deutschen Litteraturgeschichte an. Wohl aber hat die reich gestaltete gotische Heldensage durch ihren Inhalt und die höher ausgebildete Kunst ihrer Sänger den größten Einfluß auf die deutsche geübt und durch Jahrhunderte in ihr fortgelebt. Am Eingange der deutschen Litteratur steht die *Heldensage*.

Die germanische Heldensage hat keine zusammenfassende Ausbildung gefunden, wie sie im hellenischen und altfranzösischen, indischen und persischen Epos vorliegt, doch blieb sie auch nicht gleich der spanischen bei dem kürzeren Einzeliede (Romanze, Ballade) stehen. Wie die hellenische Wanderzeit für die Gestaltung der homerischen Gesänge, ward die Völkerwanderung entscheidend für die Feststellung der gotisch-fränkischen Heldensage, die dann Gemeingut aller, selbst der nord-

germanischen Stämme wurde. Das Verlassen der alten Heimat bedingte nicht minder als das Verlassen des alten Glaubens eine Umgestaltung der an Vertlichkeit haftenden, wenn auch noch auf die Wanderschaft mitgenommenen Sagen. Neue eindrucksvolle Thaten verschmolzen in der Erinnerung mit altüberlieferten, Namen wechselten und die Erlebnisse von Geschlechtern wurden auf einen hervorragenden Helden übertragen. Und als der hervorragendste aller mußte den Mit- und Nachlebenden der Ostgotenkönig erscheinen, der nach gefahrvoller, von Verwandten und dem oströmischen Kaiser bedrängten Jugend in harten Kämpfen ganz Italien eroberte und dann seine mächtige Hand auch über Westgoten, Burgunden und Alemanen schützend ausstreckte, die gewaltsam um sich greifenden Franken in Ehrfurcht hielt. **Theoderich der Große** (gest. 526) wurde als **Dietrich von Bern** (Verona) der Held der deutschen Sage, der nach allerdings erst viel späterer Darstellung selbst den Drachenkämpfer Siegfried im Rosengarten zu Worms besiegte. Dietrichs Kreise gehört auch das einzige in der alten Stabreimform in Deutschland selbst erhaltene Bruchstück deutscher Heldensage an: das sächsische **Hildebrandlied**, um 800 von zwei Mönchen im Kloster Fulda aufgezeichnet. Vor Oboater geflohen, hat Dietrich mit seinen Helden 30 Jahre im Osten in Verbannung gelebt. Nun kehrt er heim, zwischen den beiden Heeren treffen der alte Hildebrand und sein Sohn Hadubrand auf einander. Nicht glaubt der junge der Aussage des alten Reden, daß er Hildebrand, Heribrands Sohn sei, er zwingt ihn zum Kampfe, Weh wird walten. Wie in gälischer Sage und in der persischen von ‚Rustem und Suhrab‘ hat auch im altdeutschen Liede und in der altnordischen Saga der Vater den Sohn erschlagen. Nur die mhd. Fassung und das ihr folgende Volkslied kennen

einen humorvoll verföhnenden Ausgang und lassen an dem einen Beispiele ermessen, wie weit die uns überlieferte Gestalt abweicht von der herben Größe der alten Lieder. Erst aus dem 13. Jahrh. haben wir Bearbeitungen der Dietrichsage. An Stelle des im Hildebrandsliede noch erwähnten geschichtlichen Gegners des Berners, Doaker, ist nun der viel ältere Gotenkönig Ermanrich getreten. Die von ihm, seinem ungetreuen Ratgeber Sibich, dem treuen Eckart und den Harlungen handelnden Sagen sind inzwischen mit der ursprünglichen Dietrichsage verschmolzen. Vollständiger und in älterer Fassung ist uns die Sage von Dietrich und seinen Helden in der aus niederdeutschen Quellen geflossenen norwegischen Thidreks saga erhalten, deren Niederschrift freilich auch erst um die Mitte des 13. Jahrh. erfolgte. Für die Wolfdietrichsage glaubt man dagegen in Vorgängen des Merowingerhauses die geschichtliche Grundlage zu erkennen. Die Zeugnisse für die deutsche Heldensage hat Wilhelm Grimm 1829 (3. Aufl. 1889) zusammengestellt. Eine kunstvoll epische Gestaltung des ganzen Sagenkreises mit Benutzung aller Quellen hat K. Simrock (1843/49) im Amelungenlied unternommen. Er wählte hiezu die Nibelungenstrophe, während W. Jordan, als er (1868/74) die verschiedenen Bestandteile der Nibelungensage gleichfalls zu einem Gesamtepos vernietete, sich des Stabreims bediente.

Die Siegfriedsage scheint zuerst bei den Rheinfranken aufzutauhen; sie geht auf alte mythische Vorstellungen zurück. Feindlich dunklen Mächten (Nibelungen) gewinnt der lichte Held Hort und Jungfrau ab, sie aber wissen ihn zu bethören und zu verderben. Die nordische Wälfsungensaga bewahrt noch die ganze, in deutschen Liedern nicht mehr vorhandene, Geschichte von den Ahnen des Drachentöters. Sie wurde auf deutschem Boden zurückgedrängt, als sich ein der mythischen

Siegfriedsage ursprünglich fremder, geschichtlicher Sagenkreis mit ihr verband. 437 erlagen die Burgunden unter ihrem Könige Gundicarius in einer mörderischen Schlacht den Hunnen; 538 ward auf Anstiften der rachefüchtigen burgundischen Königstochter Chrodhild, der Gemahlin eines Frankenkönigs, das Burgundenreich und sein Herrscherhaus vernichtet. Die Einwirkung des mächtigsten Hunnenbeherrschers Attila (Egel) hatten fast alle deutschen Stämme erfahren. Wie der Gefürchtete bei der Hochzeit mit einer germanischen Jungfrau Hildico plötzlichen Tod fand (453), mußte Gerücht und Sage sofort ergreifen. In den nordischen, aus Niedersachsen stammenden Nibelungenliedern tötet Sigurds Wittve Gudrun (Kriemhild) ihren hunnischen Gemahl Atli, der ihre Brüder (Gunnar und Högni) des Hortes wegen an sich gelockt und ermordet hatte. Hier behält das Band der Sippe und die mit ihr verbundene Pflicht der Blutrache noch das nach heidnischer Auffassung ihr gebührende Vorrecht vor der Gattentreue. Dietrich hat in dieser Fassung, die im 8. Jahrh. im Norden bereits feststand, noch nichts mit dem Untergange der Nibelungen zu schaffen. Bischof Pilgrim von Passau (971—991) ließ durch einen Schreiber Konrad die in vielen deutschen Liedern verbreitete Nibelungensage lateinisch aufzeichnen. Der Schreiber war, wenigstens an den fürstlichen Höfen, an die Stelle des Sängers getreten, der noch unmittelbar nach der Völkerwanderung im Gefolge des Fürsten nicht fehlen durfte, die neueste mitgekämpfte That in seinen Stabzeilen zu verherrlichen, wie er durch Erzählung alter Kämpfe die Schwert- und Trinkgenossen begeisterte. Kampfesmut und Mannentreue, Beuteluft und Lohestrog, stolzer Frevel und blutige Rache füllen das Lied wie das Leben jener von Wogeluft wie von der Not getriebenen Stämme. Der Goldhort selbst aber, um den Könige und Helden Schuld

auf sich laden, soll wieder nur dazu dienen, Kampfesfolgen zu gewinnen, denn als hohchstes Ziel dieser kraftstrotzenden germanischen Völkerschaften, die auf einer altersschwach zusammenbrechenden Kulturwelt neue Reiche gründen, erscheint dem Sänger und seinen Hörern: Treue und Heldentum.

2. Unter den Karolingern und sächsischen Kaisern.

Des großen Theoderich Streben, die germanischen und romanischen Volksteile seiner Lande zu einer neuen Reichseinheit zusammenzufassen, scheiterte an dem Gegensatz des Arianertums seiner Goten und dem von Byzanz aus klug geschürten Katholizismus der italienischen Senatoren und Kolonen. Als aber in den wilden Freveln und der Zuchtlosigkeit des auf Galliens Boden gegründeten Merowingerreiches ein zielbewusstes Geschlecht Ordnung schuf, da konnte der Enkel des Sarazenenbesiegers Karl Martells, **Karl der Große** (768—814), mit besserer Aussicht auf Erfolg und umfassender den Versuch erneuern, die im Frankenreich zum erstenmale politisch und im Katholizismus religiös zwangsweise geeinten deutschen Stämme einer neuen Bildung zuzuführen. Als der fränkische Kriegsfurst bei der Weihnachtsfeier im Jahre 800 sich in St. Peters Basilika die Imperatorenkrone der weströmischen Kaiser aufsetzen ließ und damit das hl. römische Reich deutscher Nation für ein Jahrtausend begründete, war dies ebenso der Ausdruck der höchsten Weihe seiner politischen wie seiner Kulturbestrebungen. Die an der römischen Ueberlieferung sich emporarbeitende kirchliche Gelehrsamkeit sollte von der Hoffchule zu Aachen aus, in der die gelehrtesten Männer des ganzen Abendlandes sich um den König versammelten wie die spätere

2. B. Scherer, Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrh. Straßburg 1875: Quellen und Forschungen 12. Bb.

Sage die kühnsten und frömmsten Helden als seine Paladine um ihn scharte, in die Klöster des Reiches und von da im Volke sich verbreiten. Lieber auf die Thaten früherer Fürsten ließ der König, der selbst eine Grammatik seiner Muttersprache abzufassen begann, aufschreiben, so daß mit ihm unsere im engeren Sinne deutsche Litteraturgeschichte anhebt. Das lateinische Alphabet trat an Stelle der Runen. Die der theologischen Bildung und unmittelbar kirchlichen Zwecken dienenden Uebersetzungen haben mehr sprach- als litteraturgeschichtliche Bedeutung, so wie die Donar, Wodan, Sarnot verleugnende sächsische Abschwörungsformel, die Ermahnung an das christliche Volk zur Erlernung des deutschen Vaterunser und Glaubensbekenntnisses, Marbacher und Tegernseer Hymnen, Zeilenverdeutschung der Psalmen, Katechismen, die St. Gallener Benediktinerregel, selbst die um 830 in Fulda auf Anregung des Rhabanus Maurus ausgeführte Uebersetzung der Evangelienharmonie des Tatian. 842 schwuren Karls Enkel und ihre Heere vor Straßburg die Eide, in denen deutsche und romanische Sprache zum erstenmal scharf ausgebildet einander gegenübertraten. Ungefähr bis 1100 rechnet man die Herrschaft des Althochdeutschen. Für die Begründung der neuhochdeutschen Schriftsprache, die jedoch erst im 17. Jahrh. völlig durchdrang, war Luthers Auftreten entscheidend; bereits von der Mitte des 14. Jahrh. an beginnt das Mittelhochdeutsche sich umzugestalten.

Erst unter Karls des Großen Nachfolgern entwickelte sich die neue christlich-deutsche Dichtung, zu der seine Bemühungen um Sprache, Christentum und Bildung den Grund gelegt. Noch vor seinem Hinscheiden zeichnete ein Bayer aus alt-sächsischer Vorlage das aus alliterierenden Versen und Prosa gemischte Wessobrunner Gebet von Erschaffung der Welt auf. Aus späteren Jahrzehnten stammen die gleichfalls alli-

terierenden Langzeilen des *Muspilli*, welche in einem Kaiser Ludwig dem Deutschen (gest. 876) gehörenden Erbauungsbüchlein die Schrecken des jüngsten Gerichtes, den später in einem Tegernseer Spiele dramatisirten Kampf des Antichrist mit Elias und den Weltbrand schildern. Die Klage, „wo ist dann die Mark, da man immer mit Verwandten stritt?“, mag dem in Kriegen gegen Vater und Brüder gestählten Karolinger aus der Seele gequollen sein. Heidnischer Vorstellungen waren sich die Schreiber in beiden bayerischen Gedichten nicht mehr klar bewußt. Wie jedoch in germanischer Anschauung die ganze biblische Geschichte sich gestaltete, zeigt der von Bruchstücken aus dem alten Testament begleitete altfächische *Heliand*, das letzte größere Gedicht in Stabreimen. Der Messiasfänger des 18. Jahrh., Klopstock, dachte an eine Ausgabe dieser ersten Messiade, die ein mit der vollen theologischen Bildung seiner Zeit wie der Technik der alten epischen Sänger ausgerüsteter Unbekannter zwischen 822 und 840 gedichtet hatte. Wenn der thränenreich empfindsame Klopstock alle Handlung in Gefühl auflöst, so strebte der Sachse, die Lehren der Evangelien darzustellen als Thaten des treuen Volkskönigs, der mit seinen Gefolgen Thinge haltend von Galiläaland nach Jerusalemburg zieht. Hatte Chlodwig bedauert, nicht mit seinen Franken die Kreuzigung verhindert zu haben, so freute sich der epische Sänger, statt der den Germanen widerstrebenden Feindesliebe zu schildern, wie Petrus das Schwert gegen Malchus zog. Nicht viel später (um 868) wünschte der Mönch Otfried von Weissenburg i. E. in den reimenden Langzeilen seines Ludwig dem Deutschen zugeeigneten Evangelienbuchs (Krift) zu zeigen, daß die Franken nicht entbehren, Gottes Lob auf fränkisch zu singen, die Evangelien zu hören, wie Gott es der Franken Volk gebot, da sie doch allen Völkern durch ihre kühne Herrschgewalt an Geschlecht und Wert vorangingen.

Allein durch die neue Form des Schlußreimes und den kirchlichen Inhalt wollte Otfried die alten volkstümlichen alliterierenden Lieder verdrängen. Der Erzählung selbst ließ er die Erklärung moraliter, spiritaliter, mystice folgen, wie im 14. Jahrh. der Dichter der göttlichen Komödie neben der wörtlichen Auslegung eine dreifache nach dem Sinne forderte.

Die große Scheidung zwischen dem ober- und niederdeutschen Sprachgebiete, die uns im 19. Jahrh. litterarisch durch die plattdeutsche Dialektdichtung wieder lebendig geworden ist, tritt im Gegensatz der beiden karolingischen Messiasden des 9. Jahrh. anschaulich hervor. Die Herrschaft des Reimes ward durch Otfrieds rheinfränkische Evangelienharmonie entschieden. Die Einbürgerung von Volksgefängen christlichen Inhalts in der neuen Form wird belegt durch das Freisinger „Lied auf den hl. Petrus“, ein in Strophen gegliedertes auf den Drachenkämpfer St. Georg, ein allemannisches „Christus und die Samariterin“. Ludwigs III. Sieg bei Saucourt über die gefürchteten Normannen (13. Aug. 881) entflammte einen Geistlichen, in deutschen Reimen zu rühmen, wie froh die Franken unter ihrem elternlos aufgewachsenen jungen König, der im Vorkampfe den einen durchschlug, den andern durchstach, unter dem hl. Gesange des Kyrie eleison stritten und durch Gottes Zulassung die Feinde züchtigten. Andere geistliche wie geschichtliche Lieder sind lateinisch abgefaßt. Selbst aus dem Kloster **St. Gallen**, das vom 8.—11. Jahrh. nicht nur ein Mittelpunkt der Bildung, sondern durch die ausgedehnte Uebersetzerthätigkeit (Psalter, Hiob, Boëtius, Aristoteles' Kategorien und Hermeneutik, Marcianus Capella) des dritten Notker, Labeo Teutonikus (gest. 29. Juni 1022), auch eine Pflegestätte der Muttersprache war, sind uns nur vereinzelte deutsche Verse erhalten: von den rasch zum Zerhauen der Schildriemen geneigten Helden, dem den Speer in der Seite

nachschleppenden, kampflieh angehenden Eber. Die auf westgotischen Ursprung hinweisende Heldensage vom starken Waltharius aus Aquitanien, der, als er mit schön Hildgund aus der hunnischen Vergeißelung floh, am Wasgenstein den Einzelkampf mit dem König Gunther und seinen zwölf Dienstmännern, unter ihnen Hagen, bestand, hat der Defak Eckehard I. zwischen 930 und 940 in Virgilischen Hexametern aufgezeichnet. Der Geschichtschreiber des Klosters, Eckehard IV. hat sie um 1030 umgeändert, Scheffel 1855 für seinen „Eckehard“ in Reimpaaren, dem Verse der Nibelungenstrophe ähnlich, überfetzt. Um 1030 zeichnete ein Mönch im bayerischen Kloster Tegernsee in leoninischen, d. h. Cäsur- und Schlußsylbe reimenden lateinischen Hexametern einen Roman „Ruodlieb“ auf, der den Wert alter volkstümlicher Klugheitsregeln in anschaulichen Geschichten aus verschiedenen Ständen zeigt und die Heldensage streift. Dabei tönt die Alliteration des alten einheimischen Liebesliedes, „so viel Liebes als es Laubes giebt“ wünschend, aus dem Lateinischen hervor. Etwa 30 Jahre später mahnt aus des geschäftsgewandten Abtes Williram von Ebersberg Uebersetzung des hohen Liedes, an dem nach Jahrhunderten wieder Luther, Opitz, der junge Goethe, Herder ihre Sprache erprobten, schon ein Vorklang der neuen Liebeslyrik, mit der die von Williram beigegebene kirchlich mystische Erklärung nicht mehr recht stimmen will.

3. Beginn, Blüte, Verfall der mittelhochdeutschen epischen Dichtung.

Wohl war die Hoffschule Karls des Großen am Ottonenhofe wieder ins Leben gerufen. Die byzantinische Gemahlin

3. Fr. Bogt, Mittelhochdeutsche Litteratur (P. G.) — S. Pa u I, Mittelhochdeutsche Grammatik. 4. Aufl. Halle 1894.

Ottos II. erzog in ihrem unglücklichen Sohne, der seit dem Ende des 18. Jahrh. als Held zahlreicher Trauerspiele und Balladen die deutsche Dichtung beschäftigte, einen von Renaissancebegeisterung für Rom erfüllten Romantiker auf dem Throne. Ottos I. Versöhnung mit seinem Bruder besingen die deutsch-lateinischen Mischverse de Heinrico. Allein eine alles ergreifende Bewegung der Geister trat erst durch die leidenschaftliche Parteinahme im Investiturstreit (Heinrich IV. in Kanossa 1077) und den Beginn der Kreuzzüge (1096) ein, welche der Absonderung des Ritterstandes und dem Eindringen französischer Kourtoisie mächtig Vorschub leisteten. Erst aus den Reihen der Geistlichen, dann aus dem Ritterstande gehen die Dichter hervor, denen die meist namenlose Schar der Spielleute und Bearbeiter der alten Sagen entgegensteht. Am Ende des 14. Jahrh. wird nach dem Zurücktreten der Ritter auch der gewerbsmäßige fahrende Sänger durch den seßhaften bürgerlichen Meisterfinger abgelöst.

Mit dem Eindringen der Bildung und dem durch Standesunterschiede bedingten Unterschiede der Sitten treten auch an die Dichtung verschiedenartige Anforderungen heran. Immer weniger konnte die nach überlieferter Weise vorgetragene alte Märe, der das Volk noch fortwährend gerne lauschte, die sich sondernden Kreise befriedigen. Saß einstens der Sänger auf der Metbank des Fürsten und Edelings, so unterbricht der Spielmann nun im Bauernkreise stehend an spannender Stelle seinen Vortrag, um als Bezahlung einen Trunk zu fordern. Wenn in den geistlichen Ritterorden und Wolframs Tempelisen eine Vereinigung des Ritter- und Mönchideals erreicht ward, so traten doch im Mittelalter schärfer als zu anderer Zeit Frau Welt mit ihrer Aventiurenlust und des tódes gehugde (Gedächtnis) einander gegenüber. Meister Konrad von Würz-

burg hat dem ritterlichen Sänger Wirnt von Grafenberg die wunderherrliche Frau Welt erscheinen lassen, aber Schlangen und Rattern zeigt ihr von Blattern und Maden zernagter Rücken. Das ist der werlte lon für ihre Dienstmannen.

In Franken und eifriger noch in Oesterreich bearbeiteten Geistliche seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. Teile des alten und neuen Testaments (Judith, das Leben Jesu, das jüngste Gericht). Allegorische Gedichte und Sundentlagen reichten sich an. Um 1160 stellte Heinrich v. Melk Satire Laien und Priestern ihr thöricht sundhaftes Leben vor Augen. Auch eine Dichterin, Frau Ava, taucht im Kreise dieser geistlichen Poeten auf. Mit Legenden verbindet sich die poetische Verklärung der „Himmelskönigin“, wie sie das ganze Mittelalter durchzieht. Des irischen Ritters Tundalus, Dantes Vorgängers Fahrt durch Hölle und Himmel ward um 1180 aus den lateinischen in deutsche Reime übertragen. Von der Legende zur Geschichte leitet das von Opitz herausgegebene Annolied, die in volkstümlich epischem Stile gehaltene Verherrlichung des Kölner Erzbischofs, der so verhängnisvoll in Heinrichs IV. Jugendgeschichte eingriff. Strenger noch als in dieser Legende macht sich die geistliche Auffassung geltend in der sie teilweise wiederholenden „Kaiserchronik“, in der um 1140 der Pfaffe Konrad nach älteren Vorlagen die römischen Kaiser und die deutschen von Karl dem Großen bis Konrad III. mit Einfügung vieler Anekdoten behandelte. Der große Theoderich verfällt hier als Gegner des römischen Papstes der Hölle, während in Konrads Bearbeitung der Chanson de Roland, dem deutschen Rolandsliede, das um 1135 am Regensburger Welfenhofe entstand, die Helden von Roncesval als Glaubenszeugen im Himmel ihren Lohn finden. Nach französischer Vorlage hatte noch einige Jahre vor dem Bayern

Konrad der Pfaffe Lamprecht in Franken sein Epos von Alexanders Leben und Thaten geschrieben. In Karls und Rolands Kampf gegen die Sarazenen, in des Makedoniers Trieb nach den Wundern des Orients spiegelt sich die durch die Kreuzzüge erregte Stimmung wieder. Als 1064 der Sagenfreund Bischof Günther von Bamberg seine Fahrt ins hl. Land antrat, stimmte in seinem Gefolge der Scholastikus Ezzo sein Lied an von den Wundern Christi von dem Anegenge bis zum rechten Segel des Kreuzes, unter dessen gewaltigen Eindruck gar viele ihrer Seele Heil besorgten. Von Byzanz und dem Morgenlande mußten auch die Spielleute nun singen, wenn sie mit ihren alten Sagenstoffen den Forderungen des Tages genügen wollten. Die Gewinnung der Braut aus den Händen feindlich gesinnter Sippen, wie sie einstens Armin mit Segests Tochter gelang, mögen schon früheste epische Lieder gefeiert haben. In Bayern fand bald nach der Mitte des 12. Jahrh. im Epos „König Rother“ die alte Sage, wie sie in Norddeutschland von der Brautwerbung des Wilzenkönigs Osantrix erzählt ward, ihre abschließende Gestaltung. Als vertriebener Dienstmann des römischen (langobardischen?) Rother zieht dieser selbst mit seinen Riesen nach Konstantinopel, befreit dort seine im Kerker schmachtenden Gefandten und gewinnt die Kaisertochter durch List, die ihm wieder entführte Gattin durch Gewalt. Ins hl. Land selbst führt das am Ende des Jahrh. am Rheine entstandene rohe Spielmannsgedicht „Drendel“ und das von dem northumbrischen König „Dswald“ mit seinem wunderbaren Freierwerb, dem sprechenden Raben. König Drendel von Trier gewinnt nach abenteuerlichen Meeresfahrten die Erbin des Königreichs Jerusalem und den in Trier bis in unsere Tage verehrten hl. Roß. Dem 13. Jahrh. gehört das strophische Gedicht vom König

„Ortnit“ von Lamparten, dem Elbensohne, an. Auf kühner Kriegsfahrt gewinnt er die schöne Tochter des Sarazenenkönigs zu Montabur, findet aber durch die von seinem Schwiegervater nach Garten gesandten Drachen den Tod, den dann Wolfdietrich rächt. Nur in der Hilde- und Kudrun Sage ist die ursprüngliche nordische Umgebung dieser alten Brautwerbungsgeschichten beibehalten. Den älteren epischen Stil hat der höher strebende Dichter des „Kother“ am besten bewahrt. Werbung und Entführung bilden auch den Kern des noch ins 12. Jahrh. zurückreichenden, in mannigfachen Fassungen vorhandenen Spielmannschwanks von „Salmann und Morolf“. Die Bauernschlauheit zeigt sich in der derbkomischen Geschichte der gerühmten biblischen Weisheit des verliebten Königs so überlegen wie in Bürger's „Kaiser und Abt“ der Mutterwitz des Schäfers. Die Lust an den Wundern der Fremde waltet dagegen im zweiten Teil des „Herzog Ernst“, der bald nach der Mitte des 12. Jahrh. in Bayern entstanden, uns jedoch nur in spätern Bearbeitungen vollständig überkommen ist. Erinnerungen an den Gegensatz älterer alemannischer Herzoge zur Reichsgewalt, Entzweiungen im sächsischen Königshause und die Auflehnung des von Uhlend im Drama gefeierten Schwabenherzogs Ernst gegen seinen Stiefvater König Konrad II. sind auf einen Herzog Ernst übertragen, der mit seinen Gefolgsleuten aus der Heimat weichend Kraniche, Plattfüßler und Pygmäen bekämpft, am Magnetberge Schiffbruch leidet und endlich der deutschen Königskrone den Edelstein gewinnt, den Walter v. d. Vogelweide als den Waisen, d. h. einzigen seines Wertes gepriesen hat. Vorgänge im christlichen Königreiche Jerusalem gaben die nicht mehr nachweisbare Grundlage des „Grafen Rudolf“, der freilich bereits nach französischem Vorbilde gearbeitet ist und den

Uebergang von der Spielmanns- zur ritterlichen Dichtung zeigt, der schon der Herzog Ernst sich näherte.

a. **Höfisches Epos.** Die Grundform des kurzen Reimpaars von vier Hebungen ist dem jüngeren Spielmannsepos und dem Ritterromane gemeinsam. Der Bau des Verses und vor allem die Reinheit der Reime, wie sie dann nach Jahrhunderte währender Vernachlässigung erst Graf Platen wieder annähernd erstrebte, unterscheiden aber Volks- und Kunstepik fast ebenso, wie der Stil der Darstellung und die den Dichter bestimmende Lebensauffassung seiner Zuhörer beide Dichtungsarten trennen. Die klassische Dichtung des schwäbischen Zeitalters wird nicht bloß die höfische genannt, sie ist abhängig von den Sitten und Anschauungen der ritterlichen Gesellschaft an den französischen Fürsten- und Adelshöfen. In der schon aus der Zeit des Verfalls (um 1250) stammenden Dorfnovelle des bayerischen Augustinermönchs und Gärtners Wernher „Meier Helmbrecht“ wird erzählt, wie zur Zeit der guten Sitte nach der Waffenübung vor Rittern und Frauen Dichtungen vorgelesen wurden, in denen die Zuhörenden ihre Ideale geschildert fanden. In dem Schlosse, auf dem der mißratene Bauernsohn Knappendienste lernt, finden die Männer alle Geselligkeit beim Trinken ferne den Frauen. Da gedeiht höchstens der derbe Schwank. Die wenigen, welche noch an den Erzählungen der feineren Dichter sich erfreuen, lesen sie still für sich. Für diese werden die Geschichten dann in Prosa umgeschrieben, denn die auf den Wohlklang des Verses gewendete Mühe

a. Sammlung Götschen Nr. 22. Hartmann, Wolfram, Gottfried. Eine Auswahl aus dem höfischen Epos mit Anmerkungen und kurzen Wörterbuche. — Ant. Schönbach, Ueber Hartmann v. Aue. Graz 1894. — Ad. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral, ihre Entwicklung und dichterische Ausbildung in Frankreich und Deutschland. Leipzig 1877; E. Martin, Zur Grallsage, Strahburg 1880: Quellen und Forschungen 42. Bd. — B. Goltzer, Die Sage von Tristan und Isolde, Studie über ihre Entstehung und Entwicklung im Mittelalter. München 1877.

findet ja nur bei seinem lauten Ertönen Würdigung. Die litterarischen Neigungen der ritterlichen Gesellschaft waren zum großen Teile Modefache, wie ihre ganze Sitte und litterarischen Vorbilder selbst aus Frankreich eingeführt. Vielfach erhielt die angeborene einheimische Roheit nur einen äußeren Anstrich und brach dann nach dem Untergange der Hohenstaufen um so stärker hervor. Schon in der Blütezeit fand Walter Grund zur Klage. Innerhalb dieser ausschließlich zur Unterhaltung der ritterlichen Gesellschaft bestimmten Dichtungswelt, die vor allem ihre Standesanschauungen wieder spiegelt, vermochten freilich geborene Dichter wie Wolfram und Walter ihre kraftvolle Persönlichkeit, Hartmann und Gottfried ihre vollendete Kunst und höfische Moral in einer auch die Nachwelt fesselnden Weise zur Geltung zu bringen. Die ganze höfische Epik war nichtsdestoweniger Uebersetzungslitteratur. Nicht nur in Gottfrieds „Tristan“ haben wir eine, trotz der tragischen Grundlage, stellenweis an spätere französische Romane mahnende Ehebruchsgeschichte. Die ganze konventionelle Grundlage des Minnedienstes und Gefanges setzt das zum mindesten bedenkliche Liebesverhältnis zur Ehefrau eines andern voraus. Wie im 17. hat man in Deutschland auch im 12. Jahrh. französische Sitte und Litteratur nachgeahmt. Freilich konnte in der Zeit frischer aufsteigender Kraft, unter der Führung gewaltiger Herrscher das ritterliche, auf gemeinsamer katholischer Grundlage beruhende Ideal des Mittelalters anders aufgenommen und dichterisch glänzend ausgestaltet werden, als das ernste protestantische Deutschland im Augenblicke, da es nach 30jährigem Elend zusammenzubrechen drohte, das Ideal romanischer Galanterie zu behandeln wußte.

Nicht bloß die längst verwelkenden lombardischen Nachkommen der Langobarden sahen wie alle Italiener mit gering-

schätzung auf die zur Kaiserkrönung ihres deutschen Königs von den Alpen steigenden nordischen Barbaren herab. Auch in Gallien hatte der alte Kulturboden seine Macht bewährt und dem neuen fränkischen Mischvolke die Kulturüberlegenheit vor den im ostfränkischen Reiche geeinten reindeutschen Stämmen gesichert. Mochte Albertus Magnus' (1193—1280) Wissen den Kölner Professor den Zauberern Virgil und Papst Sylvester zugesellen, die Universität zu Paris blieb der geehrteste Sitz aller theologisch gefärbten Weisheit, während die Rechtslehrer von Bologna den Rotbart als Rechtsnachfolger Justinians unterstützten. Vom zweiten Kreuzzuge an wurde die ausgebildete Sitte der französischen ritterlichen Gesellschaft in Deutschland nachgeahmt, fürstliche Reisen nach Frankreich fanden statt. Wie Heinrich der Stolze für Konrad die Chanson de Roland, mag der thüringische Landgraf die Vorlage des Willehalm für Wolfram mitgebracht haben, dem die modische Einmischung von Fremdworten Freude machte, obwohl er des Französischen nur mangelhaft kundig war. Scheffel hat in den kulturgeschichtlich wie poetisch gleich trefflichen Liedern seiner „Aventiure“ diese Verhältnisse lebensvoll vor Augen geführt. In den niederrheinischen Landen, wo deutsches und französisches Sprachgebiet unmerklich in einander übergingen, war die natürliche Brücke für das Eindringen französischer Litteratur geschaffen, und von dort gingen denn auch die ersten höfischen Dichter aus.

Die französischen epischen Dichter des 13. Jahrh. ließen nur drei Stoffkreise, denen wir noch Legende und Novelle hinzufügen müssen, gelten: vom süßen Frankreich, von der Bretagne und dem großen Rom. Vom ersten handelten die Tiraden (Strophen mit Affonanzenbung) des nationalen kerlingischen Epos, in dessen Mittelpunkt Charlemagne stand. Konrads „Rolandslied“ hat noch vor der Mitte des 13.

Jahrh. der Stricker sprachlich und metrisch den strengeren Kunstforderungen angepaßt, im 14. Jahrh. wurde es von einem unbekanntem fränkischen Dichter mit anderen Karlsdichtungen in den umfangreichen „Karlmeinet“ hineingearbeitet. Einzelne unzusammenhängende örtliche Sagen vom großen Kaiser und seinem Recht erhielten sich in kunstloser Ueberlieferung. Mittelpunkt der Dichtung ist Karl der Große in Deutschland nie geworden. Erst die Romantiker (Fouqué, Fr. Schlegel, Immermann, Uhland) haben dann wieder Karls und Rolands Jugend und die Sarazenen Schlacht von Roncesval besungen. Wie viel in den Ritterromanen von Artus und den Abenteuern der Tafelrunde, dem Gral und Tristan, wie die kurzen Reimpaare der nordfranzösischen Dichter sie erzählten, wirklich bretonischen Ursprungs, keltisches Sagengut ist: diese noch nicht ausgetragene Quellenuntersuchung kommt für die mhd. Dichtungen nicht unmittelbar in Betracht. Unsere Erzähler schlossen sich mit wenigen Ausnahmen, unter ihnen freilich Wolfram, stets einer bestimmten französischen Vorlage aufs engste an. Erfindung ward vom erzählenden Dichter nicht nur niemals gefordert, sie wurde ihm als Unrecht gegen die rechte Märe verargt. Seine Zuhörer wollten an die Wahrheit dieser Abenteuer und Feste, die ihren eigenen Sitten nachgebildet waren, glauben. Der Erzähler mußte sich auf einen älteren Gewährsmann seiner Geschichte berufen, sollte er bei Abweichung von seiner Vorlage diesen auch erst mit-erfunden haben. Dies herrschende ästhetische Gesetz ließ keinen Anstoß an der Abhängigkeit der eigenen Pitteratur von der französischen aufkommen, bedingte aber auch die höchste Sorgfalt in dem, was des Uebersetzers alleiniges Eigentum war: Form und Sprache. Ihre vollendete Ausbildung und Verfeinerung in der Blütezeit der mhd. Dichtung ruht auf diesen Voraussetzungen.

Die eine Wunderwelt eröffnenden bretonischen Ritterromane bilden den Hauptbestandteil der höfischen Epik. Doch hat eben ihr Begründer, **Heinrich von Beldete**, der einem in der Gegend von Maastricht ansässigen ritterbürtigen Geschlechte entstammt, um 1170 mit einer Legende vom hl. „*Servatius*“ begonnen und sein Hauptwerk, die „*Eneit*“, dem Stoffkreise vom großen Rom entnommen. Hier hat er das beliebteste Thema der ganzen zeitgenössischen Dichtung: Lob und Leid der über alle Lande gewaltigen Minne, in dem viel bewunderten und nachgeahmten Gespräche der lateinischen Königin mit ihrer von Turnus und Aeneas umworbenen Tochter Lavinia zuerst mit vollendeter Kunst durchgeführt. Mochte Beldete neben seiner Vorlage, dem Roman d'Enéas, immerhin Virgil kennen, wie das ganze Mittelalter vermochten auch seine Dichter nichts außer den Formen ihrer Zeit zu denken. Nicht bloß die Kaiserchronik läßt die Franken von den Trojanern abstammen. Noch Shakspeare hat die Ritter Aeneas und Hektor Turniere abhalten lassen, wie mittelalterliche und Renaissancemaler stets das Kostüm ihrer Umgebung beibehielten. Alexander und Aeneas ziehen wie Iwein und Parzival auf Abenteuer aus, der Baruch von Babylon ist der sarazenische Papst, die ritterlichen Standesanschauungen für Kampf und Galanterie gelten für Griechen und Trojaner wie für Christen und Mohren.

Beldetes erst halbvollendete Aeneide fand einen gewaltthätigen Liebhaber, der dem Dichter neun Jahre sein Werk vorenthielt, bis er endlich in Thüringen es wieder erlangte und zu Ende führte. Inzwischen hatte er 1184 dem glänzenden Pfingstfeste zu Mainz beigewohnt, auf dem Kaiser Friedrich I. die Schwertleite zweier seiner Söhne feierte. Seit Aeneas' Hochzeit sei keine solche Pracht entfaltet worden, nach hundert Jahren, ja bis an den jüngsten Tag werde man von diesen

Wundern erzählen. So gab die aufstrebende höfische Dichtung jenem höchsten Glanztage des in den italienischen Kämpfen Barbaroffas geprüften deutschen Rittertums den Dank für empfangene Anregung zurück. Veldekens Anwesenheit in Mainz mag auch für die Schulung und Ausbreitung des Minnefanges selbst, dessen erstes Reiz er nach Gottfrieds Zeugnis in deutscher Zunge geimpft, folgenreich gewesen sein. Hatte er des Aeneas Liebe zu Dido und Lavinia, den Gang in die Unterwelt und die Kämpfe in Latium geschildert, so reizte das an, auch Benoits de St. More Roman de Troie kennen zu lernen. Der Scholar Herbot aus Frizlar bearbeitete ihn im Anfang des 13. Jahrh. mit geringem Erfolge als „Liet von Troie“. Erst gegen das Ende des Jahrh. hat Konrad von Würzburg den Stoff in seinem umfangreichen, aber nicht vollendeten „Trojanerkrieg“ aufs neue aufgegriffen und aus andern Quellen erweitert. Von Albrechts von Halberstadt Verdeutschung der Ovidischen Metamorphosen (1210) ist uns das meiste nur in Jörg Wickrams Uebearbeitung von 1545 bekannt.

In der gelegentlich von Tristans Schwertleite angestellten Musterung seiner Dichtungsgeossen nennt Gottfried von Straßburg neben Veldeke und den beiden Führern der Nachtigallenschar, Reinmar dem alten und Walter, an erster Stelle Hartmann den Duwaere (v. Aue) und den Rheinpfälzer Bliker v. Steinach, während er dem ungenannten Finder milder Märe und Verwilderer der Märe, Wolfram von Eschenbach, Kranz und Lorbeerzweig verweigert. Zur Schule des Schwaben Hartmann, ritterlichen Dienstmanns der Herrn von Aue, gehört Gottfried selbst. Dem die Märe nach Form und Inhalt glättenden und zierenden Dichter der Artusromane „Erek“ und „Zwein“, der an die Dedipusfage erinnernden

Legende vom hl. „Gregorius“ vom Stein und des Preises der hingebenden Treue im „armen Heinrich“, Hartmann, steht der tief Sinnigste eigenwilligste aller ältern deutschen Dichter, der bayerische Ritter **Wolfram von Eschenbach** gegenüber.

Der fabelhafte Britenkönig Artus, der in den Bergen von Wales sich der sächsischen Eroberer Britanniens erwehrte, ist den normanischen Ueberwindern Englands zum höchsten Vorbilde aller Ritterlichkeit geworden. Wie hervorragende skandinavische Helden, wie Dietrich und Karl der Große sammelt er um sich, an seiner Tafelrunde, die auserlesensten Kämpen, an die Hilfsbedürftige aus Nah und Ferne sich wenden. Die Abenteuer mehrerer dieser Helden (Lanzelet, Gref und Zwein der Löwenritter) hat der bedeutendste der französischen Dichter, Chrestien von Troyes, zwischen 1160 und 70 in eigenen Romanen behandelt. Der thurgauische Pfarrer Ulrich von Zazikhoven folgte bei seinem „Lanzelet“, dem ersten deutschen Artusroman (um 1195) einer schlechteren, nur wirre Abenteuer bietenden französischen Vorlage. Hartmann dagegen, der seine Rückkehr vom Kreuzzuge des Jahres 1198 noch um ein Jahrzehnt überlebt haben mag, hat am Beginn und Ende seiner Dichterlaufbahn in engem Anschluß an Chrestien den „Gref“ und „Zwein“ in seinem kristallreinen Nebefluß verdeutscht und durchzietet. Die Unterredung zwischen Leib und Herz im ersten seiner beiden „Büchlein“ zeigt von geistiger Gewandtheit und scholastischer Bildung. Die Schranken des Standesbegriffes durchbricht die von Chamisso hübsch erneuerte heimische Geschichte des „armen Heinrich“, den die Tochter eines seiner Sassen durch ihr Herzblut vom Ausatz heilen will, der aber im letzten Augenblick das sündhafte solchen Opfers erkennt und, von Gott begnadigt, die treue Jungfrau zu seiner Gemahlin erhebt. Einer Vorlage, wohl

einer lateinischen, ist er auch beim armen Heinrich gefolgt. In seinem „Iwein“ hat er um die Wende des Jahrh. der gesamten deutschen Dichtung des Mittelalters die höchste formale Ausbildung gegeben. Die endlosen Beschreibungen von Waffen, Gewändern, Pferden hat sogar das Volksepos leider dem „Irek“ nachgeahmt. In Wiedergabe seelischer Vorgänge haben auch die Hartmann folgenden Kunstdichter selten seine Feinheit erreicht. Hat er das Motto des Iwein: Der Pflege rechter Tüchtigkeit (güete) folge Glück und Ehre, auch nicht mit Wolframs Tiefe durchgeführt, so schließen sich bei ihm die einzelnen Abenteuer, welche bei den meisten andern willkürlich an einander gereiht sind, doch zur Gesamtdarstellung des Ehrbegriffes zusammen. In seinem ganzen Wesen ist er der eleganteste Vertreter streng höfischer Korrektheit. Die gesellschaftliche Lebensklugheit, deren Befolgung den höheren sittlichen Anforderungen gegenüber Wolframs Parzival zum Unheil ausschlägt, ist für den die mæze (Wielands „nicht zu wenig, nicht zu viel“) predigenden Hartmann das Ideal. Wohl weiß auch er die innige Liebe zu schildern, welche Enite zwingt, trotz seines zürnenden Verbotes ihren Gatten Irek vor jeder neuen Gefahr zu warnen. Er findet es aber ganz in der Ordnung, daß Laudine über der Leiche ihres erschlagenen Gemahls sich dem Sieger Iwein verbindet, um dem Wunderbrunnen einen stärkeren Herrn zu gewinnen. Zweimal hat Wolfram bei Vorführung Sigunes, die auch dem toten Liebsten unverbrüchlich trauernde Treue wahrt, seine Mißbilligung darob ausgesprochen. Als Iwein durch zu langes Fernebleiben den Zorn seiner so gewonnenen Frau erregt, verfällt er verzweifelnd in Wahnsinn. Als Parzival im Augenblick höchster weltlicher Ehre an der Tafelrunde den Fluch der Gralsbotin Kundrie empfängt, weil er die Mitleidsfrage an den wunden Anfortas unterlassen,